

# Conrad Ferdinand Meyer

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 41

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646829>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie wieder allein waren: „Sie hat ein schweres Leben gehabt.“

Es begab sich nicht häufig, daß Gertrud in solchen Betrachtungen über Elise verweilte. Sie ließ sich von ihr wie von einem anhänglichen Tier umhegen und dachte nicht weiter darüber nach, wie es einmal werden sollte, wenn die Dienerin die Augen schloß. Nach dem Tode des Vaters war davon die Rede gewesen, Elise in einer städtischen Versorgungsanstalt unterzubringen, aber die hatte sich gegen das Gnadenbrot in der Gesellschaft neidischer und zänkischer Pfriindner gewehrt, der Vormund aber ließ dann den Plan um so bereitwilliger fallen, als auch, wie er berichtete, ein anderer, heikler Grund, den er nicht nennen könne, das Vorhaben erschwere.

Nun lebte die Alte seit bald fünf Jahren mit den Geschwistern in dem stillen Hause zusammen, umhielt sie mit einer Fürsorge, die jedes Verhältnis, wie es zwischen Diensthöten und einer Herrschaft besteht, aufhob, wurde ins Vertrauen gezogen, wann immer es etwas zu beraten gab, genoß das bescheidene Glück der Unentbehrlichkeit und fiel trotz mancher Laune nie zur Last.

Gertrud sah sich um.

Die Sonne war höher gestiegen und zitterte in der klaren Luft, der Bach lärmte lauter, von den Häusern am Hügel stieg der Rauch kerzengerade empor, auf der Uhr des Kirchturms rückte der Zeiger auf die zehnte Stunde zu. Aus dem Wäldchen am Ufer drangen Stimmen und das Geräusch von Sägen und Hacken. Holzknechte waren dort daran, angefehwemnte Bäume aus dem Gestrüpp zu lösen, die das Hochwasser vom März an die Ufer getrieben hatte. Dies war für die Berligensfelder eine Woche voll Aufruhr und Angst gewesen, denn der Bach, der im Hochsommer oft nur wie ein dünner schaumiger Streifen aus dem nahen Gebirge kam, war ausgetreten und die Hütten am Fluß staken bis an die Fenstergesimse im grauen Wasser. Das Sohrsche Landhaus, wo der Bach tief und verschlucktet dahinströmte, war zwar heil geblieben und nicht bedroht. Gleichwohl aber hatten die Geschwister, bis sich die Wasser wieder verliehen, einen Gasthof in der Stadt bezogen, Gertrud konnte sich allabendlich in einem weiten von glühenden Kronleuchtern erhellten Saal aufhalten und hatte auch dreimal getanzt.

Das war jetzt vorbei. Alles war ruhig geworden, grün und hell und auch sonnig. Aber es geschah nichts in dieser hellgrünen Sonnigkeit.

Drimmen im Haus erklang wieder die Geschäftigkeit Elisens und der von ihr befeuertten Magd. Sie machten sich an den Fenstern zu schaffen, die aus den Angeln gehoben und hinterm Haus abgewaschen wurden.

Gertrud träumte sich in ihr Buch und in eine bewegte Erzählung von abenteuernden und liebenden Menschen hinein.

\* \* \*

Es traf sich, daß am Nachmittag desselben Tages eine alte Freundin der Familie, von den Geschwistern kosennd Tante geheißten, in Berligensfeld ihre Aufwartung machte und Gertrud bis zum Abend hinhielt. Tante Julie, ein armes adeliges Fräulein, eine Beamtentochter, die ledig geblieben war und sich mit Sprachstunden durchhalf, galt allenthalben als ein verschrobenes Menschenkind. Sie lebte,

seitdem in ihrem eigenen verstandenen Dsein nichts mehr zu erledigen war, für das Schicksal der anderen, und brachte denn auch in das weiße Haus und zu dem jungen Mädchen ihren großen Vorrat von Teilnahme und Besorgnis mit, den sie in ihrer umständlichen Art vor sich hinbreitete, wobei sie sich auf die Liebe zu Gertruds verstorbenen Eltern berief, die, verschönert und ins Große gesteigert, in allen ihren Ratschlägen, Belehrungen und Aufklärungen wiederkehrten.

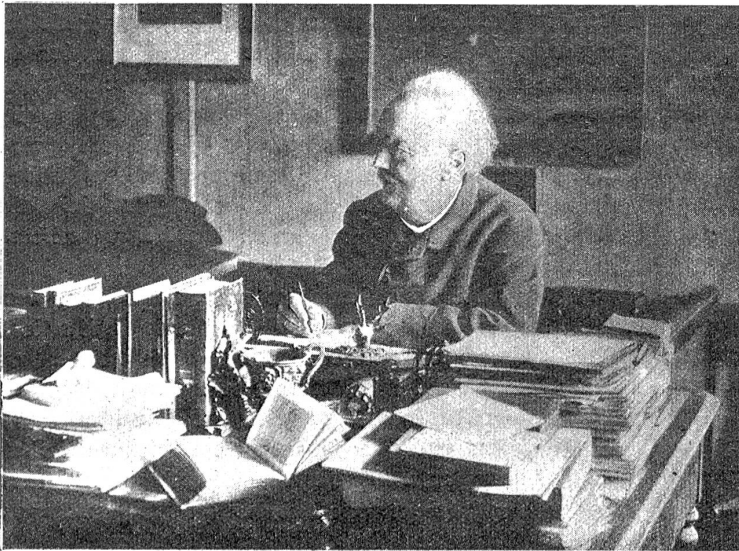
Elise sah bald, wie heute der vertrocknete Mund des alten Fräuleins eifrig auf das heiße und rote Gesicht Gertrudens einsprach und wie das Mädchen zusehends ernster wurde. Was da verhandelt wurde, vermochte sie, während sie hin und wieder nach der Gartenlaube Ausschau hielt, wohl zu ahnen. Erstreckte sich doch die Mitteilbarkeit des alten Fräuleins auch auf die alte Dienerin des Hauses, die ihrer Besorgtheit um Gertrud häufig Auskunft erteilen mußte und darum auch im Vertrauen erfuhr, daß das alte Fräulein dem mühsigen Tag des „Kindes“, wie sie sich ausdrückte, nicht ohne Einwände zusah und ihm eine Tätigkeit wünschte, damit der „Unrat von bösen Gedanken, der in jungen und unbeschäftigten Mädchenköpfen von selber blühe, ohne daß er mit Wasser benezt werde“ nicht aufwache. Das war die Ursache, warum auch heute das Fräulein wieder mit einem Vorschlag kam, den sie sich schon längst zurechtgelegt hatte und dem schlecht verhehlten Widerstreben des Mädchens diemal schonungslos anpries. Indes sich die warme Sonne immer tiefer auf den Waldbrand herabsenkte und Gertrud gerade im Schatten der Uferbäume einen heiteren Zug von trabenden Reitern und Reiterinnen erblickte, die sich auf dem Rasenweg an der Seite der Straße hoch und vergnügt im Sattel hoben, malte ihr die alte Dame das Bild von einer eintönigen Flucht weißgeputzter Anstaltskale, in denen Gertrud, einen schwarzen Stoffgürtel um ein grünes Uniformkleid, als Lehrerin vor kleinen Kindern stehen sollte. (Fortsetzung folgt.)

## Conrad Ferdinand Meyer.

### Zu seinem 100. Geburtstag.

Am 11. Oktober jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des großen Schweizerdichters. Es gibt Leute, die ihre Mitmenschen nur nach den materiellen Gütern einschätzen, die sie sich erworben oder die sie geschaffen haben. Ihnen zu liebe seien nachstehend einige Zahlen genannt. Es haben die Werke C. F. Meyers laut Mitteilung ihres Verlegers, S. Haessel-Verlag in Leipzig, folgende Auflagen erreicht bis zum heutigen Tage: \*) Huttens letzte Tage: 395, Engelberg: 150, Jürg Jenatsch: 320, Amulett: 75, Der Schuß von der Kanzel: 73, Der Heilige: 227, Plautus im Nonnenkloster: 61, Gustav Adolfs Bage: 50, Das Leiden eines Knaben: 56, Die Hochzeit des Mönchs 96, Die Richter: 76, Die Versuchung des Pescara: 195, Angela Borgia: 202. Dazu kommen die gesammelten „Gedichte“ von 1882: 244 Auflagen und die Novellen Sammelbände Band I: 214 und Band II: 211. Zusammengezählt ergibt sich eine Gesamtzahl an Meyer-Bänden von zwei bis drei Millionen und eine volkswirtschaftliche Bedeutung des ganzen Dichterverkes, die der des Lebenswertes eines gewöhnlichen Bürgers, auch wenn dieser nur materielle Werte erzeugte, um ein Vielfaches überlegen ist. Nicht eingerechnet in diesen Zahlen sind die Abdrucke in Sammlungen und Zeit-

\*) Wir nennen die Werte in chronologischer Reihenfolge.



Zum 100. Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers.  
Conrad Ferdinand Meyer in seinem Studierzimmer am Schreibtisch 1895  
zum 70. Geburtstag aufgenommen.

Schriften und die Uebersetzungen. Einem Heer von Druckern, Buchbindern und Buchhändlern haben F. C. Meyers Bücher Arbeit und Verdienst gebracht, und sie werden es bis in eine nicht abzuschätzende Zukunft hinein noch tun.

Man darf füglich am Beispiel C. F. Meyers einmal die materielle Seite geistiger, genauer: künstlerischer Arbeit hervorheben. Ein Buch ließe sich über dieses Thema schreiben; es müßte den Verächtern der geistigen Arbeit zugeeignet und gesalzen und gepfeffert sein; den Künstlern und Dichtern würde es vermutlich wenig nützen; denn die Volkswirtschaft wird von andern Prinzipien geleitet als von denen der Billigkeit und Gerechtigkeit. C. F. Meyer hat wie selten ein Dichter den materiellen Erfolg seines Schaffens schon zu Lebzeiten erlebt. Diese Genugtuung war ihm um so mehr zu gönnen, als sein Leben merkwürdig reich war an Mißerfolgen und Demütigungen, die von den Zahlenmenschen seiner Zeit schonungslos festgestellt und registriert wurden.

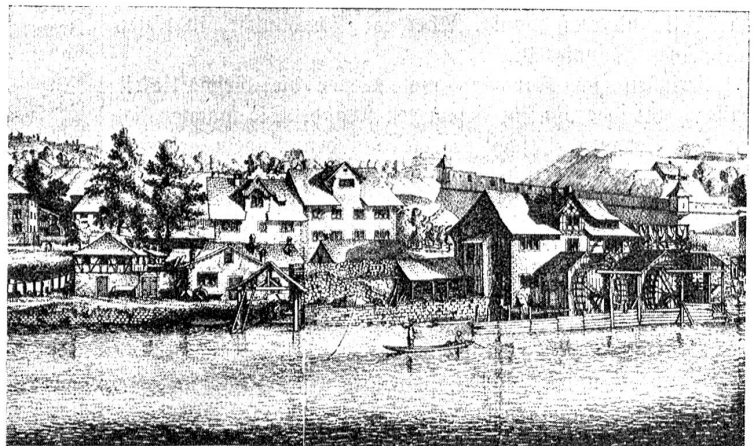
C. F. Meyers Leben ist ein lehrreiches Exempel auch für die oft ignorierte und unterschätzte Erfahrungstafel, daß es nicht immer körperliche Kraftnaturen sind, die der Welt hervorragende Werte schenken. Man braucht nur neben den körperlich robusten Goethe den bleichen, brustkranken Schiller zu stellen, um das Verhältnis von Körperkraft und Gesamtleistung zu erkennen: der Ausgleich liegt im Willen, den der Mensch zu seiner Arbeit aufwendet. Zahlreich sind die Fälle des Zusammenspiels von körperlicher Unzulänglichkeit und Willensheroismus, aus dem geniale Leistungen hervorgegangen sind. Pestalozzi und Nietzsche sind vielleicht die uns am nächsten liegenden. C. F. Meyer ist auch ein solches Exempel; es sei hier etwas näher ins Auge gefaßt.

C. F. Meyers Leben erscheint aufs schwerste belastet durch ein unfeliges pathologisches Erbe aus der Ahnenreihe beider Eltern. Der Vater brach, kaum 40 Jahre alt, unter der Last des für ihn zu schweren Amtes eines Regierungsrates zusammen. Er stammte aus einem vornehmen alten Zürcher Geschlecht, in dem Generationen schon Kultur gehäuft, aber Lebenskraft aufgezehrt hatten. Gleiches ist zu sagen von der Mutter, der Patrizierstochter Elisabeth Meyer. Sie trug den frühen Tod des Mannes als eine innerlich Gebrochene, verfiel Jahre später in Schwermut und

fand die selbstgesuchte Erlösung in den Wellen des Neuenburgersees (1856).

Conrad Meyer (Ferdinand fügte der Dichter später seinem Namen zu, um Verwechslungen vorzubeugen) wuchs mit seiner fünf Jahre jüngeren Schwester Betsy in den düsteren Räumen des alten Familienhauses in Stadelhofen und, was schlimmer war, in der kranken Gemütsatmosphäre der schwermütigen Mutter auf. Die Jugendzeit, für Gottfried Keller ein Märchenreich von poetischen Eindrücken, war für Meyer eine Zeit des körperlichen und seelischen Leidens. Er hat sie ergreifend geschildert in der Novelle „Die Leiden eines Knaben“. Bis zu seinem 27. Altersjahr zeigt seine Lebenskurve absteigende Tendenz. Wohl überstand Conrad das Rigorosum der Maturität; aber es wollte ihm nicht gelingen, auf dem Boden des akademischen Studiums — er hatte, der Tradition folgend, Jurisprudenz gewählt — auch nicht auf dem irgend einer andern Wissenschaft, festen Fuß zu fassen. Seine Nerven besaßen die Spannkraft nicht, die ihm die Konzentration auf einen scharf umrissenen Studienstoff ermöglicht hätte. Er verlor sich in wilder Lektüre und wurde umso kraft- und willenloser, je mehr Verwandte und Bekannte mit ungeschickt mitleidigen Fragen nach seinen Plänen ihm die moralische Unfähigkeit, ein berufliches Ziel zu erreichen und ein bürgerliches Amt zu erringen, ins Bewußtsein riefen. Er litt sich durch alle Phasen einer aus peinigendem Minderwertigkeitskomplex herausgewachsenen Neurose durch bis zum völligen seelischen Zusammenbruch. Ein erstes Mal schlossen sich hinter ihm die Tore einer Nervenheilanstalt. Ein Jahr später verließ er Préfargier als gerettet. Zur völligen Heilung seiner Wunde brauchte er noch mehr als ein Jahrzehnt.

Um diese Heilung hat sich zunächst verdient gemacht der Familienfreund Louis Vuillemin in Lausanne, der feingebildete waadtländische Geschichtsforscher, in dessen Familie der Genesende für ein Jahr ein Asyl fand. Von ihm bekam Meyer die Grundlage seiner spätern protestantisch-religiös betonten Weltanschauung vermittelt, die seinem Seelenleben die erste feste Stütze bot. Bei ihm lernte er auch eine geordnete Arbeitsweise kennen und schätzen. Nach Zürich heimgekehrt, vollendete er zunächst, von Vuillemins Rat unterstützt, die schon in Lausanne begonnene Uebersetzung von Thierrys „Récits des temps Mérovingiens“. Diese Arbeit förderte ihn wohl im deutschen Stil und im Französisch, aber konnte ihm auf die Länge nicht Befriedigung bieten. Der Tod der Mutter befreite ihn, der die Dreißiger schon



Zum 100. Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers.  
Conrad Ferdinand Meyers Geburtshaus in der Mitte des Bildes, rechts die Limmatburg, davor die „Walche“, links davon die Särberei „Die Särb“.

überschritten hatte, von einer niederdrückenden geistigen Bevormundung, und eine Erbschaft, die ihm und der Schwester bald nachher zufiel, brachte ihm die materielle Unabhängigkeit und ermöglichte dem Beruflosen die äußerlich ungehemmte künstlerische Entwicklung.

Er holte sich auf Reisen im Ausland und in der Schweiz die für sein Dichtertum entscheidenden Erlebnisse. 1857 besuchte er Paris, wo er den künstlerischen Geist des Franzosentums mit Andacht in sich aufnahm. Als Kind des Protestantismus mit einem dauerhaften ethischen Rigorismus durchtränkt, fühlte er sich gleichzeitig von der leichten Moral der Pariser abgestoßen. „Er mußte ethisch verneinen, aber ästhetisch bejahen“, schreibt sein geistvoller Biograph Robert Faesi. \*) Das Jahr 1858 sah ihn an der Seite der glücklichen Schwester in Rom. Hier fand er, erst noch unbewußt, das künstlerische Erlebnis, das ihm als Dichter die Richtung wies und das ihm die Form und für einen großen Teil seiner Novellen auch das Stoffgebiet erschloß: er erlebte die Renaissance, an ihr speziell die Plastik. Vor Michelangelos Marmorgestalten erstund ihm visionär das Kunstideal, dem er sich später, als die Quellen schöpferischer Kraft in ihm aufsprangen, ganz und unbedingt hingab: aus dem Vollen zu gestalten und zwar mit scharfen, runden Umrissen, die warmes, sinnlich durchpultes Leben umschlossen.

Noch war er aber nicht so weit. Er hatte noch weitere Jahre nötig, um die Kraft in sich zu reifen, die seine Dichtungen ins Leben rufen sollte. Nach Zürich zurückgekehrt, arbeitete er zunächst an einer Habilitationsschrift für französische Sprache und Literatur; er dachte jetzt im Ernst an die akademische Laufbahn. Bald kam ihm die bedrückende Erkenntnis, daß er für die Wissenschaft und den Lehrberuf nicht taugte. Er teilte dieses Erlebnis, wie so manches andere, mit seinem Landsmann Gottfried Keller. Er nahm dann — wiederum für ein Jahr — Aufenthalt in Lausanne, wo ihm schier unvermittelt die Berufung zum Dichter zuteil wurde. Er veröffentlichte Ende 1860 eine kleine Zahl Gedichte unter dem Titel „Bilder und Balladen von Ulrich Meier“. Von diesem Moment an wußte er sein Ziel. Die nächsten vier Jahre galten einem intensiven, schier heroischen Ringen um die dichterische Form. Unermüdtlich goß er seine erste Versammlung immer wieder um, bis er die „Zwanzig Balladen von einem Schweizer“ druckreif vor sich sah. Sie brachten noch keinen Dichterruhm ein, kaum die Beachtung und Achtung einiger Freunde. Zum Glück für ihn war er nicht auf den Beifall des Publikums angewiesen; er trug den Maßstab

für die Bewertung seiner Arbeit in sich selber. Dieser strengen Selbstkritik verdanken seine Werke die abgeschlossene künstlerische Form. „Genug ist nicht genug!“ war die Devise seines dichterischen Schaffens. Auch die vier Jahre später (1870) erschienenen „Romanzen und Bilder“ wurden für die endgültige



Zum 100. Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers.  
Frau Luise Meyer-Ziegler, Bildnis der Gattin des Dichters  
aus dem Jahre 1875.

Gedichtsammlung umgeschmolzen. Bezeichnend für die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit seines Arbeitens ist die Entstehungsgeschichte des „Jürg Jenatsch“, des einzigen Romanes, den Meier geschrieben hat. Jahre lang trug er den Stoff in sich herum. Vor der Konzeption machte er (1866) eine längere Bündnerreise, um für die Dichtung die landschaftliche Fülle zur Verfügung zu haben.

Vorher aber entstanden die beiden Versepen „Hutten's letzte Tage“ und „Engelberg“. Er hatte von 1868—1871 im altertümlichen Seehof bei Rüsnacht Wohnsitz genommen, von dessen Fenstern aus er auf die idyllische Ufenau, den Schauplatz seiner Hutten-Dichtung, hinüber schauen konnte. „Hutten“ war sein Durchbruch. Das Büchlein fand ein durch die kriegerische Gegenwart (1870/71) innerlich vorbereitetes Publikum, das begeistert applaudierte. Dieser Beifall bestätigte ihm, daß sein Künstlertum nun auf sicherem Boden stand. Für ein- und allemal hatte er als sein Stoffgebiet die Geschichte gewählt. Psychologisch ist diese Wahl zu erklären als Ausdruck der zeitlichen von Meier geübten Abkehr von der rohen, unschönen Wirklichkeit.

Auf seine Bilder der Vergangenheit legte der Pinsel des Künstlers den mildernden Hauch idealistischer Denkweise. Der Drang zu idealisieren, vielleicht auch die Versuchung, dem Zeitgeschmack ein Opfer zu bringen, verführte ihn zu dem von ihm später bereuten Versidyll „Engelberg“, das noch hinter die Historie, zur Legende hinabstieg. Mit „Hutten“ begannen für Meier jene zwei kostbaren Jahrzehnte des Schaffens — unterbrochen nur durch den venezianischen Aufenthalt im Winter 1871/72, mit dem er seine Wanderjahre abschloß — in denen er die verlorenen Jahrzehnte drangvollen Werdens reichlich nachholte. Nach „Engelberg“ ging nur mehr Reifes aus seiner Feder hervor.

Er war nach den drei Rüsnachter Jahren nach Meilen übergesiedelt. Seit 1871 bewohnte er dann den von ihm erstandenen stattlichen Landsitz im weitausschauenden Kiltberg. Spät war

\*) Siehe Buchbesprechung hinten.



Zum 100. Geburtstag Conrad Ferdinand Meyers.  
Conrad Ferdinand Meyers Haus an der alten Landstraße in Kiltberg.



Die vom Schweizer Ingenieur O. B. Ammann in New York projektierte Riesenhängebrücke über den Hudson-River. (Spannweite 1036 m, Höhe der 33 m breiten Brücke über dem Wasserpiegel 64 m, der Pfeiler 210 m, Kosten 35 Millionen Dollars.)

in ihm der Künstler zur Reife gelangt. Spät, als fast Fünfundzwanzigjähriger, entschloß sich Meyer, in dessen Leben die Frauen so entscheidend eingriffen — die Schwester Betsy war auch nach der Trennung, ja über seinen Tod hinaus, die treueste Schildträgerin seiner Kunst und seines Lebens (gest. 1912) — zur Ehe mit der reichen und schönen Zürcherin Louise Ziegler. In der Geborgenheit einer vornehm stillen Häuslichkeit schuf Meyer seine gedanken- und form-schönen Gedichte und die lange Reihe seiner Meistererzählungen. Wir verweisen auf die eingangs genannten Titel. Er erlebte Zeiten herrlicher Produktivität, Zeiten, in denen er nach seinem eigenen Urteil an einem Tage mehr leistete als früher in einem Jahr.

Aber unvermutet plötzlich (um 1888) fiel den greisen Schaffer das Alter an und erlebte er wieder einen Zusammenbruch seiner Physis. Atemnot packte ihn und ließ ihn nicht mehr los. Die körperliche Krise löste eine seelische aus. Nach zwei Jahren war seine Nervenkraft aufgebraucht, sein Wille gebrochen. Zum zweitenmal nahm ihn eine Irrenanstalt, diesmal Königsfelden, in ihre kühlen Mauern auf. Die ärztliche Diagnose lautete auf Altersmelancholie. Sie war unheilbar. Nach Jahresfrist in sein schönes Kilchberger Heim zurückgekehrt, träumte er noch etliche Jahre tatlos dahin, ein Gebrochener, der den Blick resigniert hoffend dem Jenseits zugewendet hatte. Am 28. November erlöste ihn ein sanfter Tod. Im Kilchberger Friedhof steht der vornehm-schlichte Obelisk aus schwarzem Marmor, unter dem der große Tote ruht.

C. F. Meyers Persönlichkeit hat Karl Stauffers Radierung in der prägnantesten leiblichen Fassung festgehalten. Sie steht unverlierbar im Gedächtnis der Nachwelt: ein lächelnder Greis, dessen breite Postur joviale Menschlichkeit vermuten läßt, dessen schmallippiger festgeschlossener Mund aber sofort den zurückhaltenden und menschenfernen Künstler verrät. Aus seinem Werk hat Meyer sich selbst fast völlig ausgeschaltet. Kalte Objektivität ist ein Wesenszug an ihm. Deshalb vermag er uns rein menschlich nicht in dem Maße zu interessieren wie etwa sein Zeitgenosse Gottfried Keller.

Der uns hier zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns nicht, auf die einzelnen Werke einzugehen. Wir würden aber dem Dichter ein großes Unrecht tun, wollten wir uns mit dem Hinweis auf die Popularität seiner Schriften, wie sie in den hohen Auflagenzahlen zum Ausdruck kommt, begnügen. Was übrigens die Beliebtheit betrifft, so mögen

ihn Schriftsteller — etwa Karl Man — überragen, deren Schreibweise in keiner Hinsicht mit der Kunst eines C. F. Meyer in Beziehung gebracht werden kann. Nein, Meyers Bedeutung läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Sie liegt auf der ästhetisch-erzieherischen Seite. Seine Bücher haben den Millionen Lesern nicht nur Unterhaltung und süßes Vergessen des Alltags gebracht — was nervenhygienisch von durchaus nicht zu unterschätzender Bedeutung ist — sondern sie haben immer auch — wie dies bei jedem echten Kunstwerk der Fall ist — in ihnen die besten Seelenkräfte ins Mitschwingen gebracht. Sie haben die Phantasie angeregt und künstlerisch gereinigt; sie haben mit einem Wort geschmackbildend gewirkt. Das Wie und Wieso wäre am Einzelbeispiel zu untersuchen. Wir müssen, wie gesagt, auf diese Untersuchung verzichten. Wir können auf die zahlreichen Einzelstudien verweisen. Am nächsten liegen uns das zusammenfassende Meyer-Buch von Adolf Frey und die Darstellungen der beiden andern Zürcher Literaturhistoriker Max Ruzberger und Robert Faesi über Meyers Leben und Werke. Das Heer der Literaten und Literaturbeflissenen, das sich mit Meyers Kunstwelt aus Beruf und Bildungsdrang auseinander gesetzt hat und dies in Zukunft tun wird, läßt an das Schillerwort denken: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun.“

C. F. Meyer wird mit Keller und Gotthelf in einem Atemzug genannt. Mit Recht, er gehört mit an die Spitze des Schweizerischen Schrifttums, wenn schon seine ästhetisch gemessene objektiv-kühle, wirklichkeits- und gegenwartsferne Kunst im heftigsten Gegensatz steht zu der Weise der beiden andern, die das Leben und das blutwarme Menschentum mit ungestümer Fabulierlust aus pochendem Herz rissen. Ohne seinen Jürg Jenatsch und seine Renaissance Novellen wäre in der Schweizerischen Literatur eine Seite des Schweizertums: die auf die großen historischen Zusammenhänge jenseits der Grenze gerichtete, wäre die urbane Tüchtigkeit und Kraft, die in unsern Altvordern lebte, nicht vertreten. Meyers Dichtungen runden das Bild des Schweizerischen Volkstums glücklich ab. Unausgerechnet bleibt das Verdienst eines Dichters um die Weltgeltung, die sich sein Volk gerade mit einem solchen festgefügteten Charakterbild erwirbt. Aber das Bewußtsein, daß dieses Verdienst bei C. F. Meyer besteht und groß ist, wird am Jubiläumstage im ganzen Schweizerland stark und mit tiefer Dankbarkeit empfunden werden.

H. B.